

EINÜBUNG UND WEISUNG

Wenn Orte zu reden beginnen ...

Verkündigung während einer Israelreise*

Den Anfängen auf der Spur

Flughafenkapelle Frankfurt am Main

„Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben.“ (H. Hesse) Anfänge haben immer ihren besonderen Zauber. Denn wo etwas Neues beginnt, ist die Hoffnung noch unvermischt zu greifen, und die großen Visionen sind noch nicht durch die Kompromisse des Alltags eingedunkelt.

Wir wissen um den Zauber der Anfänge einer Partnerschaft, um die Hoffnungen am Beginn eines neuen Weges, um die Faszination beim Eintritt in eine neue Aufgabe. Wir kehren immer wieder zu diesen Anfängen zurück – manchmal wehmütig über das, was die Zeit verdeckt hat, manchmal in der Hoffnung, daß vielleicht die Erinnerung einen nur noch glimmenden Docht wieder entzünden könnte.

Unsere Reise nach Israel hat es mit solchen Anfängen und mit dem ihnen innerwohnenden Zauber zu tun: Wir machen uns auf den Weg zu jenem Anfang, dessen Faszination einmal das Wort von der Liebe Gottes über die ganze Welt getragen hat. Und wir hoffen, daß wir dabei auch den Anfängen unseres eigenen Weges mit Gott wieder auf die Spur kommen. Eine Woche lang wollen wir beiseite lassen, was unser Leben als Christen belastet: unsere eigene Halbherzigkeit und auch die konkrete Erscheinungsform der Kirche, in der es vielen mehr denn je an Faszination und Ausstrahlung zu fehlen scheint. Wir wollen dorthin zurückkehren, wo alles begonnen hat – zu jenem Jesus von Nazareth, der uns vorgelebt hat, was Gott für uns ist und was wir von Gott her sein könnten.

Dieser Weg zu den Anfängen wird für jeden von uns anders aussehen, und doch werden wir ihn gemeinsam gehen. Bitten wir deshalb füreinander um offene Augen, daß wir die Anfänge sehen. Bitten wir um offene Ohren, daß wir jenes erste Wort vernehmen, auf das sich alle späteren Reden beziehen. Bitten wir um ein offenes Herz, daß wir die erste Liebe wiederfinden, die wir unter dem Druck der täglichen Mühen so oft vergessen.

* Diese Ansprachen spiegeln in etwa den „inneren Weg“ einer Reise, die eine Gruppe der Severi-Gemeinde in Erfurt zu Beginn dieses Jahres (6.–13. Februar 1993) – nach langer Zeit sehnsuchtsvollen Wartens in der ehemaligen DDR – endlich verwirklichen konnte.

Das entscheidende Gespräch

In der Geburtskirche in Bethlehem

Heute feiern wir an einem Ort, der uns eine Grundfrage unseres Lebens in Erinnerung ruft: Werden wir tatsächlich von einem Gott angesprochen, oder sind wir immer nur mit uns selbst im Gespräch? Ist da wirklich jenes große Gegenüber, das wir Gott nennen und auf das hin wir leben dürfen, oder bleiben wir verwickelt in das Halbdunkel unserer Selbstreflexionen und in den Widerhall unserer eigenen Gedanken? Und wenn es dieses Gegenüber tatsächlich gibt, jenen Gott, der die Menschen sucht und mit den Menschen geht – wo finden wir ihn? Wo hat er hier auf Erden, wo hat er in unserem Leben seinen Platz?

Wie zu keinem anderen Ort gehört zu Bethlehem die Geburtsgeschichte, die wir jedes Jahr an Weihnachten lesen: Der Befehl des Kaisers Augustus, der Aufbruch nach Bethlehem, die Geburt des Kindes, die Botschaft des Engels und die Hirten auf dem Weg. Lassen wir diesen Text die Antwort auf unsere Fragen sein.

Wenn wir den Anfang der Geschichte genau lesen, dann finden wir eine sehr bewußte Abstufung in der Personenfolge: Ganz oben erscheint der Kaiser, dann Cyrenius, der Statthalter von Syrien, an zweiter Position, dann Josef und – ihm nachgeordnet – Maria, und dann an letzter Stelle – ganz unten – das Kind. Auch die Orte, die da ins Spiel kommen, zeigen eine ähnliche Stufenfolge: Da ist zunächst vom ganzen Reich die Rede, dann von der Provinz Syrien, dann von Judäa, dann von Bethlehem und dann von dem Ort, der eigentlich kein Ort ist – der Krippe. Es ist der letzte Platz, der Nicht-Ort, auf den das Kind gesetzt wird, weil man andere Plätze nicht bereitstellt.

Doch gerade über diesem letzten Platz erhebt sich die gewaltige Botschaft der Engel: *Dort* findet ihr euern Retter, euern Heiland – in der Stadt Davids, am letzten Platz, als Kind in der Krippe. Das ist nicht nur eine wichtige Erinnerung der Christenheit, das ist auch eine Anweisung: Zu allen Zeiten ist dieser Gott am letzten Platz zu finden. Zu allen Zeiten muß man sich – wie die Hirten – auf den Weg zum Nicht-Ort machen, um Gott zu finden. Zu allen Zeiten muß man Wege nach unten gehen, um zu begreifen, daß da ein Wort ist, das uns sucht und uns das entscheidende Gespräch anbietet. Auch heute erfahren wir am Nicht-Ort, daß wir nicht nur mit uns selbst im Gespräch sind, sondern angesprochen sind von einer Liebe, die weiter reicht als alles, was uns an Liebe möglich ist.

Könnte die Glaubensnot unserer Tage nicht damit zusammenhängen, daß auch wir Christen keinen Blick mehr haben für die auf den letzten Plätzen? Könnte es sein, daß wir Gott verloren haben, weil wir den Menschen nicht mehr finden?

Der Traum von einer neuen Welt

Auf dem Berg der Seligpreisungen

Wir wünschen einander bisweilen Glück – und wir meinen damit: Gesundheit, Erfolg, Freude, Gemeinschaft, Erfüllung – eben alles, was das Leben licht und

lebenswert macht. Für die Bibel greift dieser Wunsch zu kurz. Sie denkt höher vom Menschen, als daß sie ihn nur damit befaßt sehen könnte, die Möglichkeiten dieses irdischen Lebens auszuschöpfen. Sein inneres Verlangen – so sagen uns die alten Texte der Bibel – kommt nicht schon darin zum Ziel, daß er hier sein angemessenes Auskommen hat und sich ein zeitlich begrenztes und in vielerlei Weise eingeschränktes Glück erwerben kann. Menschen wollen letztlich immer mehr: Sie wollen eine andere Welt berühren, das wirkliche Leben ertasten; sie wollen – unter welchen Bildern sie es auch verbergen – letztlich doch Gott erfahren und der in ihm wohnenden Seligkeit teilhaft werden. Der Wunsch der Bibel heißt deshalb nicht: „Glücklich sollst du sein!“, sondern: „Selig sollst du sein!“ Und das bedeutet: Du sollst heute schon jenes über alle irdische Erfüllung hinausreichende wahre Leben erspüren, das man nur in Gott finden kann.

Die Seligpreisungen, die mit diesem Platz von alters her verbunden sind, wollen Wege zu solcher Seligkeit aufweisen. Sie nennen Handlungen und Haltungen, in denen der Jünger jenes wahre Leben heute schon berühren kann. Und schon ein erster Blick auf diese Texte zeigt an, worum es da geht: um Armut, Verschenken, Loslassen, Gemeinschaft, Solidarität – um Liebe, die an Gottes Liebe zu den Menschen Maß nimmt. Um jenes Paradox also geht es: „Wer sein Leben gewinnt, der hat es schon verloren. Und wer sein Leben verliert, der hat es schon gewonnen.“ Oder anders: Um den Weg Jesu Christi geht es, um seine Umwertung aller Werte, die den Kleinen groß sein ließ und den Armen reich, die den Unmündigen größeres Verständnis zubilligte als den Weisen und den Ausgestoßenen den Himmel versprach. Und es geht um das Zutrauen, es mit diesem Weg als Weg zum Leben zu versuchen.

Das Wissen um unsere menschliche Armut, die Trauer über diese zerrissene Welt können zu solchen Wegen werden, wenn wir uns durch die dunklen Erfahrungen nicht bitter machen lassen, sondern neu auf den Gott ausrichten, der in allem Dunkel zu finden ist. Gewaltlosigkeit, Mühen um Gerechtigkeit, Barmherzigkeit über das Geforderte hinaus, Erbarmen mit denjenigen, denen keiner hilft – all das sind Wege, auf denen wir dem Handeln Gottes an uns nachspüren und ihn mit unseren bescheidenen Möglichkeiten in dieser Welt sichtbar machen können.

Wir sind häufig in der Vorstellung befangen, als sei solche Lebenspraxis Opfer, Selbstaufgabe, ein Stück hohe Schule des Christentums. Jesus bietet uns solches Tun statt dessen als Geschenk an, als Wege, das Leben zu finden. Vielleicht wird in dieser Differenz der Lernprozeß sichtbar, der da immer noch auf uns wartet: nicht nur dieses oder jenes zu tun, sondern das Denken zu verändern, die Beurteilungsmaßstäbe auf dieses Paradox hin neu zu bestimmen: Wer sich verbrauchen läßt, findet sein Leben, und wer nur darauf aus ist, *sein* Leben zu finden, hat seine Möglichkeiten verbraucht.

*Der Weg des Friedens***In der Kirche „Christus flevit“ am Ölberg**

Dieser Ort des Heiligen Landes wird seit alters her mit der Geschichte vom Einzug in Jerusalem und der Klage Jesu über diese Stadt verbunden. Doch um dieses Geschehen zu verstehen, müssen wir weit in die Geschichte Israels hinabsteigen und eine der großen Erfahrungen dieses Volkes mit seinem Gott aufnehmen.

Im Jahre 332 zog Alexander der Große auf dem Weg nach Ägypten an der Küste Palästinas entlang. Eine Stadt nach der anderen fiel in seine Hände und erlitt ein schreckliches Schicksal: Die Häuser wurden geschleift, die wehrfähigen Männer gekreuzigt, die Frauen und die Kinder auf den Sklavenmärkten verkauft. In Jerusalem, das wie durch ein Wunder vor dem Zugriff Alexanders verschont blieb, hörte man voll Angst und Entsetzen von jenen Geschehnissen. Man fragte sich: Ist das wirklich ein großer König, der da mit eiserner Faust und menschenverachtender Grausamkeit seinen Willen durchsetzt? Ist das wirklich der König, der dieser Welt Heil, Frieden und Hoffnung bringen kann? Ein Prophet stand auf und zeichnete ein anderes Bild des wahren Königs: Arm wird er sein und demütig, nicht auf dem Streitross wird er kommen, sondern auf einem Esel, nicht zum Kriege wird er rüsten, sondern die Streitrosse vernichten im eigenen Land und die Kriegsbogen zerbrechen. Er wird nicht erobertes Land beherrschen, sondern ein Reich des Friedens aufrichten, das von Meer zu Meer reicht (Sach 9,9f).

Jene Vision vom Friedenskönig, der den Weg des Friedens geht und friedvoll Frieden schaffen will, hat Jesus beim Einzug in Jerusalem aufgegriffen: Sitzend auf einem Esel, demütig und arm zeigt er den Weg an, auf dem allein diese Welt Frieden finden kann. Und er weint hier am Ölberg, die Stadt vor Augen, über jenes Jerusalem, das diesen Weg des Friedens nicht annehmen will. Er weint über jene Welt, die sich vom Gesetz des Übereinander und Gegeneinander nicht lösen kann. Er weint über uns, die wir immer noch meinen, mit Macht und Übermacht irgend etwas in dieser Welt erneuern zu können.

Die Geschichte vom Einzug in Jerusalem bietet uns verschiedene Rollen des Mittuns an: Wir können skeptisch dabeistehen wie die Pharisäer und jenen Narren bemitleiden, der da meint, er könne die Gesetze der Welt außer Kraft setzen. Wir können in der Begeisterung eines neuen Weges nachfolgen wie die Jünger und dann, wenn dieser Weg seine Konsequenzen zeigt, die Flucht ergreifen. Wir können aber auch wie die wenigen Getreuen – vor allem waren es Frauen – ihm bis unter das Kreuz folgen und dort ausharren.

Und um diese Frage geht es hier an dieser Stelle, in dieser Kirche „Christus flevit“ am Ölberg, Jerusalem vor Augen – um die ganz klare und deutliche Frage, auf welchen Weg wir für uns und für diese Welt eigentlich setzen.

*Tod und Leben**In der Grabeskirche zu Jerusalem*

An diesem Ort stellt sich unausweichlich die abgründigste Frage unseres Christseins: Wie ist es mit Tod und Leben? Werden wir, die wir zum Sterben geboren sind, tatsächlich zum Leben sterben? Werden wir einst ins Vergessen abgleiten oder in die gütigen Hände Gottes fallen? Sind unsere Verstorbenen, deren Namen und Gesichter wir hierher nach Jerusalem getragen haben, ins Dunkel zurückgefallen oder bleiben sie?

Hier in der Grabeskirche, die über jenem Ort gebaut ist, den man seit den Anfängen der Kirche als das biblische Golgotha verehrt, wird uns in besonderer Weise die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu Christi vor Augen gestellt. Äußerlich betrachtet erzählt diese Geschichte einen Todes-Weg – einen Prozeß, der immer tiefer ins Dunkel des Todes hineinführt und mit dem Schrei der Gottverlassenheit endet. Auf der Innenseite des Geschehens aber zeigt sich als leitende Kraft jene Liebe zu den Menschen, die den ganzen Weg des Jesus von Nazareth innerlich geformt hat. Hier stirbt nicht einer, der durch unglückliche Umstände *seinem* Schicksal nicht entgehen *konnte*, hier stirbt vielmehr einer, der *unserem* Schicksal nicht entgehen *wollte*. Hier sucht einer die Solidarität mit den Menschen bis hin zu jener letzten und endgültigen Entmächtigung des menschlichen Lebens im Tod. Ein Sterben wird uns vor Augen gestellt, das bis in den Schrei der letzten Gottverlassenheit hinein von der Liebe bestimmt ist – von einer Liebe, die auch im Tod nicht zerbricht.

Wir haben keinen äußeren Beweis, daß unser Leben nicht doch mit unserem Körper erlischt. Wir haben keine Erfahrungswerte darüber, ob sich unser Leben über den Tod hinaus weitertragen wird. Wir haben nur jenen Tod des Jesus von Nazareth und das Gedächtnis jener Liebe, von der dieses Sterben erzählt. Aber dies läßt uns fragen: Was kann uns eigentlich trennen von der Liebe Gottes in Jesus Christus? Wer sollte jenen Blick zurücknehmen, mit dem er uns gesucht hat? Wer sollte jene Hand von uns losreißen, mit der er uns ergriffen hat? Wer sollte das Wort zerstören, mit dem er uns gerufen hat? Was kann uns eigentlich scheiden von dem, dessen Zusage wir erfahren haben, dessen Gemeinschaft wir gespürt und dessen Verheißungen uns leben lassen?

Doch dieser Ort erinnert uns auch daran, daß wir jene Liebe auf der Innenseite des Sterbens finden und jene Gewißheit in Gott erst dann erfahren können, wenn der Glaube an unsere eigene Macht gestorben ist. Erst wer auch in seinem Weg bis Golgotha vorgestoßen ist, wer nicht mehr nur auf seine Möglichkeiten setzt, wird wirklich den Blick frei haben für jenen Gott, in dessen Gemeinschaft wir leben dürfen und in dessen Arme wir fallen, wenn wir sterben. Man muß immer schon den Karfreitag im Rücken haben, wenn man mit Paulus bekennt: „Ich bin überzeugt: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Künftiges, noch Kräfte, weder Hochoberes noch Tiefunteres, noch irgendwelch andere Kreatur kann uns trennen von der Liebe Gottes – die ist in Jesus Christus, unserm Herrn.“ (Röm 8,38–39)

Aufbruch in den Alltag

Im Karmel von Haifa

Eigentlich ist unsere Reise noch nicht zu Ende, doch innerlich sind wir schon beim Abschied. Unvermittelt mischt sich bereits der Rückblick in unser Denken und in unsere Gespräche: Wohin haben diese Tage uns geführt? Was haben wir an Anfängen wiederentdeckt? Was nehmen wir mit nach Hause?

Ich möchte das, was ich innerlich mit nach Hause trage, an den wenigen äußeren Erinnerungszeichen festmachen, die ich aus diesem Land mitnehme: Da ist eine Schale mit dem Bild des Mosaiks von der Brotvermehrung, ein großer Sederteller, eine Schale aus Ölbaumholz mit einem Stein vom See Genezareth und eine Osterkerze aus der Geburtskirche in Bethlehem.

Ich nehme eine Schale mit dem Mosaik von der Brotvermehrung mit nach Hause. Denn dieses Bild hält mir vor Augen, was unter uns auch heute geschehen kann: daß wir, wenn wir nur das Wenige, das wir haben, zusammenlegen und unter den Segen Gottes stellen, plötzlich im Übermaß beschenkt werden. Ich nehme diese Schale mit als Erinnerung an unsere Gemeinschaft in diesen Tagen. Denn der Weg zu den Anfängen war für uns auch ein Weg zueinander. Wir haben einander gefunden, sind einander wert geworden. Keiner hätte fehlen dürfen. Wir haben das, was wir hatten, zusammengelegt und unter den Segen Gottes gestellt – und wir sind einander zum Geschenk geworden.

Ich nehme einen Sederteller mit, wie ihn die Juden zum Paschamahl verwenden. Er erinnert mich an jenes mir bislang weithin unbekannte Judentum, das mir in diesen Tagen begegnet ist, an die Bereitschaft, sich dem Gesetz Gottes bis auf den Punkt zu stellen, Gottes Gottsein nicht anzutasten, seine Größe und Weltüberlegenheit zu respektieren. Auch wenn mir manche äußere Form schwer verständlich gewesen ist, fasziniert hat mich die radikale Entschlossenheit, den Anspruch Gottes nicht jeder beliebigen Deutung auszusetzen, sondern zunächst einmal wörtlich zu erfüllen. Ich nehme mit dem Sederteller die Frage mit, ob wir uns Gott nicht bisweilen zu handlich machen und seine Anforderungen allzu schnell auf das uns genehme Maß herunterinterpretieren.

Ich nehme eine Schale aus Ölbaumholz und einen Stein vom See Genezareth mit nach Hause. Sie erinnern mich daran, daß ich hier etwas von den realen Dimensionen jenes Geschehens begriffen habe, das ich seit vielen Jahren auslege. Die Bodenhaftung unserer Botschaft ist mir aufgegangen: der konkrete Weg, das konkrete Land, die konkreten Umstände, unter denen Jesus gewirkt hat. Ich habe ein wenig mehr begriffen, was Menschwerdung Gottes heißt. Ich nehme aus Israel die Frage mit, ob wir mit unserer Theologie nicht allzu schnell und allzu leicht in allgemeine Bilder und Gesetze abgleiten und jenes Konkrete vergessen, das einem in diesem Land aufgehen kann.

Ich nehme von Israel eine Osterkerze aus Bethlehem mit, die ich zum Grab meines Bruders bringen will, der das irdische Jerusalem so gern noch gesehen hätte, aber vor drei Monaten ins himmlische Jerusalem gerufen wurde. Und mit dieser Kerze nehme ich die vielen Worte vom Leben mit, die ich in diesen Tagen gehört

habe. Jenes Israel, das überlebt hat, weil es von Gott Leben erwartete. Jener Jesus von Nazareth, der im Sterben zum Leben wurde. Jenes Wort, das so oft an Grenzen gekommen ist und doch immer noch lebt und Leben schafft. Ich nehme mit dieser Kerze ein Stück neuer Hoffnung auf Leben mit nach Hause.

Und da ist noch ein Zeichen: Der Sakristan hat uns hier hinter den Altar einen gewaltigen Sessel gestellt, der für den Priester gedacht war. Wir haben ihn nicht benutzt, sondern ihn freigehalten – ein Zeichen für die Erwartung des eigentlichen Gastes in dieser Stunde. So wie beim jüdischen Sedermahl ein Stuhl für den Propheten Elia freigelassen werden soll, damit die Tischgemeinschaft offenbleibt für das Kommen Gottes. Vielleicht wäre dies das Entscheidende, was wir mitbringen sollten aus Israel: daß wir überall einen Platz freihalten, überall einen Raum offenlassen, überall einen Weg offenhalten, weil wir wissen, daß wir auf die Einkehr dessen angewiesen sind, von dem allein wir uns neu empfangen können.

Claus-Peter März, Erfurt

Seelsorger und Gotteskindschaft

„Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es in ihre Mitte und sagte: Amen, das sage ich euch: Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Mt 18, 2)

Von den Seelsorgern erwartet man heute spirituelle und praktische Anregungen zu einem mündigen Christsein und einem reifen Glauben. Der selbstbewußte, moderne Mensch möchte in seiner Religiosität nicht weniger erwachsen sein als im sonstigen gesellschaftlichen Leben auch. Die Glaubensvermittlung und -erziehung soll den Grundsätzen von intellektueller Redlichkeit und Nachvollziehbarkeit entsprechen und damit bewegt man sich in erster Linie im Bereich der Ratio. Sie ist die bevorzugte Instanz, mit welcher die Erwachsenen arbeiten und in der sie daheim sind. Erwachsensein und denkend an die verschiedenen Bereiche des Lebens herangehen, ist nahezu identisch.

Dem Wort Jesu von der Gotteskindschaft, die nötig ist für das Reich Gottes, steht man dann etwas verlegen gegenüber. Es verweist wieder zurück in die Phase des „Noch-nicht-erwachsen-Seins“ und assoziiert Unmündigkeit und Hilfsbedürftigkeit.

Ich versuche in dieser Auslegung das oben gewählte Wort Jesu auf die Verkünder hin zu beleuchten, die Priester und Seelsorger/-innen, die von der Gottes-